

weit ich sehe – die Konzepte fehlen. Ein anderer Punkt betrifft die Qualitätskriterien von Medienprodukten. Auch diesbezüglich fehlen bisher jeweils medienspezifische Aussagen.

Als Zielgruppe des Buches nennt der Verlag Studierende der Medienwissenschaft. Für diese ist es mit Sicherheit ein Standardwerk. Die präzise Darstellung medienwissenschaftlicher Problemstellungen und die umfangreichen Literaturangaben, die den aktuellen Stand der Forschung spiegeln, lassen darüber hinaus das Buch auch für viele Wissenschaftler, insbesondere für die der medienwissenschaftlichen Nachbardisziplinen, und für ein interessiertes Publikum sehr interessant erscheinen.

Wolfgang Mühl-Benninghaus

Stefan Weber (Hrsg.)

Theorien der Medien

Von der Kulturkritik bis zum Konstruktivismus

Konstanz: UVK, 2003. – 359 S.

ISBN 3-8252-2424-4

Niklas Luhmann hat einmal in einer Fußnote – traditionell der Ort für den Austausch von Bösartigkeiten in wissenschaftlichen Publikationen – gespottet, es gebe inzwischen ernst zu nehmende Hinweise für Temposchäden in der Theorieproduktion. Vieles ginge zu schnell, würde allzu eifertig als „readerreifes Wissen“ angeboten. „Ein gutes Indiz für Verbreitungsgeschwindigkeit“, so Luhmann weiter, sei „die Nichtidentität von Autoren und ‚Herausgebern‘.“ Man heftet ein paar Beiträge zusammen, benutzt den Herausgeber-Namen als Prestigesignal, findet einen zugkräftigen Titel und etikettiert das Ganze dann noch als Lehrbuch, als Einführung und als ein umfassendes Orientierungsangebot. Diese Suggestion einer seriös abgelaufenen Komplexitätsreduktion hilft entscheidend bei der weiteren Vermarktung.

Auf das hier vorzustellende Buch jedoch treffen alle Indikatoren eiliger und gleichzeitig marketinginteressierter akademischer Produktion, von der inzwischen eine ganze Verlagsindustrie lebt, nicht zu. Man merkt den „Theorien der Medien“ an, dass der Herausgeber Stefan Weber (selbst mit vier Beiträgen vertreten) umsichtig vorgearbeitet, sorgfältig

redigiert und schlicht und einfach viel Arbeit in dieses Buch gesteckt hat. In der Einführung konstatiert er programmatisch: „Der viel beschworene Theorien-Pluralismus in den Wissenschaften wird hier nicht als Nachteil gesehen (denn dieser Sichtweise würde implizit entweder eine generelle Wissenschaftsfeindlichkeit oder aber erst recht wieder ein Streben nach der ‚einen‘, ‚wahren‘ und umfassenden Theorie zugrunde liegen), sondern als produktiver Vorteil des Wissenschaftssystems.“ (S. 11f.) Es folgt entsprechend – ohne Parteinahme, ohne Privilegierung einer spezifischen Perspektive – eine Gesamtdarstellung zentraler Basistheorien. Ihre grobe Gemeinsamkeit besteht darin, dass sie sich allesamt zum Verständnis vergangener und aktueller Medienkommunikation nutzen lassen. Sie stellen ein Reservoir alternativer Beobachtungsmöglichkeiten dar, liefern Begriffe, Modelle, Heuristiken. Zehn Autoren sind es, die hier zusammen gearbeitet haben, und sich in der Regel an einem einheitlichen Schema der Darstellung orientieren (Entstehung und Entwicklung der jeweiligen Theorie; Grundbegriffe und Modelle; theoretische und empirische Anwendungen in der Medien- und Kommunikationswissenschaft; Kritik und mögliche Perspektiven der Weiterentwicklung).

Der Band setzt mit einem Beitrag zu „Techniktheorien der Medien“ ein: Frank Hartmann, der überdies einen weiteren Aufsatz über „mediophilosophische Theorien“ für dieses Buch verfasst hat, rekonstruiert frühe Formen der Reflexion über die Medien bis hin zum Technikmaterialismus und dem gesteigerten Hardware-Interesse eines Friedrich Kittler oder den Cyborg-Visionen von Donna Haraway und Max More. Natascha Just und Michael Latzer zeigen, ausgehend von der Beschreibung wirtschaftswissenschaftlicher Grundbegriffe, welche Forschungsschwerpunkte sich auf der Grundlage ökonomischer Theorien in der Medien- und Kommunikationswissenschaft ergeben haben, und stellen eine Fülle von Einzelstudien zur Konzentration (vor allem im Printbereich), zur Liberalisierung bzw. Förderung des Wettbewerbs (vor allem im Rundfunk) und zur Konvergenz (vor allem in Bezug auf das Internet und den digitalen Rundfunk) zusammenfassend dar. Christian Schicha analysiert die gesellschaftskritisch motivierten Ansätze, die sich mit der „Frankfurter Schule“ und Autoren wie Max Horkheimer, Theodor W.

Adorno und später dann Jürgen Habermas und Hans Magnus Enzensberger verbinden; vor allem die monokausal angelegten Wirkungsmodelle und die prinzipielle Diskreditierung der Massenkultur sind es, die ihn zu einer Kritik der kritischen Theorie und ihrer kulturpessimistischen Sichtweise führen. Gloria Withalm führt in ihrem Beitrag „Zeichentheorien der Medien“ aus, in welcher Weise sich zentrale Konzepte von Ferdinand de Saussure und Charles Sanders Peirce für die Medienanalyse nutzen lassen und stellt die Semiotik als eine eigene universitäre Disziplin (allerdings mit einer geringen institutionellen Verankerung) vor. Unter dem Titel „Kulturtheorien der Medien“ beschreibt Rudi Renger die subversiven Prämissen und die gezielten Irritationen, die von den Cultural Studies ausgehen. Offenbar wird ein Bündel von methodologischen Postulaten, wissenschaftskritischen Annahmen und diskursiven Praktiken, das sich allerdings systematisch der Systematisierung (und damit der Überführung in ein kanonisches Format) zu entziehen sucht. Stefan Weber liefert (wie auch in einer Reihe von anderen Publikationen) eine souveräne Darstellung konstruktivistischer und systemtheoretischer Überlegungen: Beide Beobachtertheorien fußen, so wird deutlich, auf identischen bzw. vergleichbaren Kernkonzepten (Autopoiesis, operative Geschlossenheit, Unterscheidungslogik usw.) und haben das Verständnis von interpersoneller Kommunikation, von Journalismus und Public Relations gerade in der Kommunikationswissenschaft entscheidend geprägt. Die vergleichsweise im Fach weniger einflussreichen „feministischen Medientheorien“ stellt Sibylle Moser überblicksartig vor, und sie belegt, wie in den Debatten über Sex und Gender (aber auch in den fachinternen Diskussionen zum Thema) die Kategorie des Geschlechts zunehmend an ontologischem Gehalt zugunsten einer sozialkonstruktivistischen Deutung verloren hat: Insofern ist zumindest denkbar, so vermerkt die Autorin mit spürbarer Freude an einer Parodie des entsprechenden Jargons, dass sich feministische Medientheorie und Konstruktivismus „doch noch temporär ‚koppeln‘ werden.“ (S. 247). Die Beiträge, die sich „psychoanalytischen Medientheorien“ (Lutz Ellrich) und „poststrukturalistischen Medientheorien“ (Claus Pias) widmen, eint in besonderer Weise das Dilemma, dass sie in aller Kürze ein gleichermaßen hermetisches Begriffsgebäude zu-

gänglich machen sollen: Die Reflexionen über das so genannte „mediale Unbewusste“, eine von Jacques Lacan inspirierte Filmanalyse und die Beschreibung der Grundbegriffe des Poststrukturalismus demonstriert bei allem Kenntnisreichtum der Autoren eher, dass es Entwürfe gibt, die sich nicht sinnvoll auf ein paar Zeilen zusammen drängen lassen: Die Theorie ist hier viel zu sehr immer auch selbst diskursive Praxis und lässt sich kaum von dieser Praxis ablösen und auf zentrale Schlussfolgerungen verkürzen. (Michel Foucaults Diskursanalyse, Jacques Derridas Konzept der Dekonstruktion, Jean Baudrillards Theorie der Simulation und Paul Virilios Dromologie werden hier auf gerade einmal sieben Seiten abgehandelt).

Im abschließenden, der Zusammenfassung und dem Vergleich dienenden Beitrag hat noch einmal der Herausgeber selbst das Wort: Hier stellt er die einzelnen Entwürfe einander gegenüber und sortiert sie (und an dieser Stelle zeigt sich nun doch eine gewisse Präferenz für das Denken in Differenzen bzw. für die Systemtheorie) mit Hilfe von Leitunterscheidungen wie affirmativ versus kritisch, Subjekt versus System, realistisch versus konstruktivistisch usw. Die resümierende Systematik (im Verbund mit einer entsprechenden Grafik), die diverse zuvor behandelte Theorien entweder als optimistisch oder pessimistisch bewertet oder ihnen einen niedrigen oder hohen Abstraktions- und Komplexitätsgrad bescheinigt (Luhmann hoch, Adorno niedrig), ist leider allzu schlicht gewirkt und macht deutlich: Auch Theorien brauchen geeignete Medien der Darstellung, sie müssen womöglich vor ihrer allzu weit gehenden Popularisierung geschützt werden und besitzen einen Eigenwert, der sich nicht durch resümierende Etikettierungen und flotte Infografiken repräsentieren lässt. Sieht man jedoch von diesem (in der Gesamtschau unwichtigen) Einwand ab, so ist in diesem Buch das Kunststück einer komplexitätserhaltenden Komplexitätsreduktion gelungen. Es liefert, was es verspricht: einen erhellenden Überblick auf hohem Niveau.

Bernhard Pörksen